

Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge
Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz
Band: 108 (1940)
Heft: 14

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SCHWEIZERISCHE KIRCHEN-ZEITUNG

Redaktion: Mgr. Dr. VIKTOR v. ERNST, Can., Prof. theol., St. Leodegarstr. 9, Luzern, Tel. 2 02 87 (abw.)
Dr. phil. et theol. ALOIS SCHENKER, Hitzlisbergstraße 16, Luzern, Telephon 2 65 93

Verlag und Expedition: Räder & Cie., Buchdruckerei und Buchhandlung, Luzern, Frankenstr. 7-9, Telephon 274 22. — Abonnementspreise: bei der Expedition bestellt jährlich Fr. 12.—, halbjährlich Fr. 6.20 (Postcheck VII 128) — Postabonnemente 30 Cts. Zuschlag. Für das Ausland kommt das Auslandspporto hinzu. Einzelnummer 30 Cts. — Erscheint je Donnerstag. — Insertionspreise: Einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 12 Cts. — Schluß der Inseratenannahme Dienstag morgens. Jeder Offerte ist zur Weiterleitung 20 Cts. in Marken beizulegen.

Luzern, 4. April 1940

108. Jahrgang • Nr. 14

Inhalts-Verzeichnis: Konfessionsprobleme. — Christliche Hauskunst. — Caritas in den Missionsländern. — Die christlichen Grundlagen der Eidgenossenschaft. — Die Tragweite der Enzyklika »Vigilanti Cura«. — Aus der Praxis, für die Praxis: Zeitgemäße Einschränkungen. — Eine philosophische Antwort. — Totentafel. — Kirchen-Chronik. — Rezensionen. — Priesterexerzitien.

Konfessionsprobleme

I.

Es ist in den letzten Wochen und Monaten ein immerwährend aktuelles Thema wieder lebendiger geworden, erfreulicherweise im positiven, aber leider auch im negativen Sinne. Man kann diesem Thema verschiedene Namen geben, der religiöse Friede, der konfessionelle Friede, die Toleranz usw. Immerwährend aktuell ist dieses Thema, weil eben das Nebeneinander verschiedener Konfessionen in der Schweiz das Problem der Konfessionen nie zur Ruhe kommen läßt. Aus dieser immerwährenden Aktualität entstehen dann von Zeit zu Zeit erfreuliche und weniger erfreuliche Versuche, zu diesen Fragen Stellung zu nehmen.

In gewissem Sinne ist der konfessionelle Friede ein unlösbares Problem. Anders wird sich jedoch der Staat, anders die Kirche zu den Konfessionen stellen. Der Staat ist weitgehend Laienstaat geworden. Er hat sich den Konfessionen gegenüber mit der bürgerlichen Toleranz geholfen, je nach seinem landeskirchlichen Charakter: Er anerkennt eine oder mehrere Landeskirchen, die er in gewissem Maße unterstützt, und läßt anderen auf dem Boden des Privatrechtes stehenden religiösen Gemeinschaften ihre Freiheit der Propaganda usw., innerhalb eines recht largen Rahmens strafrechtlicher Sanktionen (öffentliche Ordnung, Sittlichkeit usw.).

Diese bürgerliche Toleranz müssen auch die Kirche und der einzelne Gläubige achten, wenn beide auch der Meinung sind, daß gegenüber Sektenexzessen ohne Gefährdung der Gewissens-, Glaubens- und Kultusfreiheit eine schärfere Zucht am Platze wäre. Es ist viel vom christlichen Geist der Eidgenossenschaft gesagt und geschrieben worden. An diesem christlichen Geist ist schon lange Raubbau betrieben worden. Die Gefahr besteht, daß der Staat mit der Distanzierung von Religion und Christentum nicht nur unchristlicher, sondern auch widerchristlicher wird, Kanton und Bund. Besonders bemüht machen sich gegenüber der hemmungslosen Zügellosigkeit der Sekten die Ausnahmebestimmungen gegen die kath. Kirche.

Was verlangt die Toleranz, der religiöse Friede? Eines jeden Menschen religiöse Ueberzeugung ist zu achten und nie in verletzender Weise oder durch Lächerlichmachung anzugreifen. Das ist für den Katholiken eine religiöse Pflicht aus der Nächstenliebe wie aus der Hoheit des Gewissens, dessen Entscheidungen jeder nicht nur folgen darf, sondern folgen muß. Dieser Pflicht steht aber die andere gegenüber, welche sich aus der dogmatischen Intoleranz ergibt. Aus diesem Grunde wurde der konfessionelle Friede ein gewissermaßen unlösbares Problem genannt. Ein voller und wirklicher Friede wäre nur möglich bei vollständiger Uebereinstimmung der religiösen Anschauungen oder dann bei prinzipiellem religiösem Indifferentismus. Da beides eine Unmöglichkeit ist, so ist ein voller religiöser und konfessioneller Friede nicht möglich.

Die dogmatische Intoleranz glaubt, daß es nur eine einzige religiöse Wahrheit gibt, daß es nur ein einzig berechtigtes und zugleich verpflichtendes Christentum gibt, daß es nur eine einzige von Christus gewollte und gegründete Kirche gibt. Diese einzige Wahrheit, dieses einzige Christentum, diese einzige Kirche ist nach der gleichen Auffassung seit Christus bis auf den heutigen Tag, ja bis zum jüngsten Tage gleich geblieben, jedem zugänglich, jeden verpflichtend. Das ist katholische Position. In irgend einer Form ist das aber auch protestantische Position, die ja in der negativen Protesthaltung gegenüber dem Katholizismus diesen nicht nur ablehnt, sondern sich selber setzt. Jede Konfession, ja jede Sekte will das »rechte« Christentum haben, sonst hätte ja keine Kirche, Konfession oder Sekte eine Existenzberechtigung.

Die Grundlagen der dogmatischen Intoleranz, wie sie die katholische Kirche versteht, sind bekannt. Eine innere Begründung der dogmatischen Intoleranz liegt in der Ueberzeugung, daß die Wahrheit nur eine ist und sein kann. Die äußere Begründung liegt in der Sanktion ewiger Seligkeit oder Unseligkeit, welche Christus selber auf die Annahme oder Verwerfung seiner Lehre und Gebote gesetzt hat. Es ist also kein bloßes Rechthabenwollen, sondern die Ueberzeugung einer letzten Bindung (religio!) des Geschöpfes an seinen Schöpfer, welche der dogmati-

schen Intoleranz zugrunde liegt. Es steht gar nicht in der Macht des Menschen oder der Kirche, von dieser Intoleranz abzugehen, da es um die Ehre Gottes und das Heil aller Menschen geht. Dieser Bereich ist menschlicher Freiheit, menschlichem Belieben und erst recht menschlicher Willkür vollständig entzogen. Kompromisse irgendwelcher Art sind prinzipiell ausgeschlossen, wo es sich um feststehende Wahrheiten der Offenbarung oder um Gebote Gottes handelt.

Es ist deshalb ebenso billig wie unbillig, die theologisch und pastorell notwendige sachliche Kontroverse als theologisches Gezänk abzutun, das nur der rabies theologica entstamme, ein verwerfliches Privatvergnügen streitsüchtiger und rechthaberischer Kampfhähne, die den konfessionellen Frieden stören. In der Form der Kontroverse und der Polemik mag das hie und da zutreffen und mit Recht kritisiert werden, die Sache selber wird davon nicht betroffen, sie ist schlicht eine Pflicht der lehramtlichen Verkündigung: Die Wahrheit kann nicht recht verkündet werden, wenn der Irrtum nicht verurteilt werden kann. In diesem Sinne ist Kontroverse nie eine überholte Sache und gibt es keine grundsätzliche Anerkennung des (theologischen) Lebensrechtes und der Lebensäußerungen des Irrtums. Kontroverse und sachliche Polemik sind eine sicher nicht immer angenehme, aber ebenso sicher sehr notwendige Pflicht gegenüber der Wahrheit, gegenüber den Gläubigen, wie gegenüber den Irrenden selber, in deren wohlverstandenen Interesse es liegt, die Wahrheit kennen lernen zu können. Unter allen römischen Kongregationen steht an allererster Stelle jene, welche sich mit der Reinheit der Glaubens- und Sittenlehre zu befassen hat, die *suprema sacra congregatio sancti officii rebus fidei et morum tutandis praeposita*, vom Papste selber präsiert. Die Entscheidungen dieser Kongregation sind vielleicht auch nicht immer sehr angenehm, aber jedenfalls immer sehr notwendig und nützlich. Es ist überflüssig, hier auf die noch feierlicheren konziliaren Entscheidungen mit ihrem Anathema hinzuweisen: Dogmatische Intoleranz!

Für den religiösen Frieden in seinem innersten Bereich wird der Anspruch der alleinseligmachenden Kirche nicht förderlich sein. Aber es ist nicht dem Belieben der

Kirche anheimgestellt, auf diesen Anspruch um des lieben Friedens willen zu verzichten, es gibt höhere Güter und höhere Pflichten. Die Kirche maßt sich im einzelnen Fall kein Urteil über die bona oder mala fides des Akatholiken an, ihr genügt vollständig der Befehl ihres Stifters, allen Menschen das Evangelium zu verkünden, welchem Befehl auf der Gegenseite die Glaubenspflicht entspricht. Es ist aber nicht verboten, sich seine Gedanken darüber zu machen, ob denn einerseits Christus wirklich einen universalen Glauben und eine allgemeine Kirche gegründet habe, andererseits aber nicht dafür gesorgt habe, daß dieser Glaube und diese Kirche für jeden aufrichtig Suchenden zu finden sei. Bevor wir ein solches Mißverhältnis zwischen Wollen und Vollbringen annehmen, das hier auf Christus zurückfallen würde, haben wir an menschliches Versagen zu denken und damit an menschliche Schuld und an die Konsequenzen dieser Schuld.

Die Mischehenfrage ist ebenfalls eine Belastung des konfessionellen Friedens. Es liegt ihr keinerlei Machtstreben der Kirche zugrunde. Sie ist nur aus der bis jetzt dargelegten Haltung heraus zu verstehen: Wahrheit und unbedingte Notwendigkeit des katholischen Glaubens. Die Kirche würde sich selber untreu, wenn sie zugeben würde, daß ihre Gläubigen dazu Hand bieten würden, die Kinder diesem Glauben zu entfremden. Das Ideal wäre, wenn überhaupt keine Mischehen geschlossen würden, dann wäre wenigstens diese Belastung des konfessionellen Friedens aus der Welt geschafft, sicher zur vollen Befriedigung beider Konfessionen.

Eine Abgrenzung der Interessensphären kommt für die Kirche niemals in Frage, etwa in Form einer gegenseitigen Anerkennung des status quo, daß jeder sich auf das beschränken würde, was er hat, oder sich dazu verstehen würde, dem andern Teil ein Gebiet ausschließlich zu überlassen. Der missionarische Charakter ist der Kirche wesentlich, sei es für die Heidenmission, was selbstverständlich ist, sei es für die Diaspora, in der Zurückführung der getrennten Brüder. Diese Tatsache und das daraus resultierende Konvertitenproblem wird ebenfalls eine Belastung des konfessionellen Friedens sein.

Katholische Hauskunst

-u-. Katholische Frömmigkeit kennt keine Trennung zwischen Sonntag und Werktag, zwischen Gottesdienst und Lebensgestaltung, zwischen Kirche und Haus. Wer diese Dinge zu trennen versuchte, wäre ein Verräter an seinem Glauben! Solch ein Tun wäre nicht mehr katholisch! Mit Recht nennen wir unsere Kirchen »Gottes-Häuser«; es soll aber auch jedes katholische Heim eine Gottes-Siedelung sein. Mit Recht suchen wir uns in die Liturgie zu vertiefen; wir sollen aber auch aus dieser »ersten Quelle des christlichen Lebens«, wie Pius XI. sie nennt, unser Leben gestalten. Mit Recht nennen wir den Sonntag »Tag des Herrn«; es soll aber auch jeder Werktag »heiliger Tag« sein. Die Wirklichkeit des katholischen Lebens darf sich nicht auf die »Pflicht-Messe« am Sonntag und auf die Erfüllung der »Oster-Pflicht« und auf das Innehalten der »Fasten-Pflicht« und ähnliche »unter Sünde« stehende Pflichten beschränken. Der wirklich katholische Mensch bleibt bei solchem Tun nicht stehen, er geht — aus dem »sensus catholicus« und aus dem »sentire cum Ecclesia« heraus bestimmt, — weiter.

Es geht nun darum, diese Erkenntnis in die Wirklichkeit umzusetzen. Ohne Zweifel handelt es sich bei der Durchdringung unseres Lebens mit dem Geiste Christi zunächst um eine Entscheidung unseres Willens, unserer Gesinnung, unseres Denkens und Redens, unseres Verhaltens zum Mitmenschen im Beruf, im Volk, im Stand, im Handel und Wandel. Zugleich muß aber diese Entscheidung für Christus auch in unserer unmittelbaren Umgebung ihren entsprechenden Ausdruck finden. Das wird in Haus und Hof, vor allem in der Wohnung der Fall sein müssen. Denn da sind wir — es sei denn, wir seien Mode-Sklaven — an keine äußeren Vorschriften gebunden; hier kann sich unzweideutig zeigen, wes Geistes — oder auch Un-Geistes — Kind wir sind.

An der LA begegneten wir in der Abteilung »Wohnen« dem sehr berechtigten und ebenso beachtlichen Gedanken: »Der Mensch sollte nicht nur Geist — er sollte auch Schönheit ausstrahlen; nicht nur durch sein Wesen, sondern auch durch die Dinge, die ihn umgeben«. Daß dieser Gedanke in der Abteilung »Wohnen« weithin ganz konkret an den Tag trat, wird jeder bestätigen können, der bei seinem Rundgang nicht nur das Auge, sondern auch Sinn und Gemüt und Herz geöffnet hatte.

Man muß das alles vor Augen haben, um keinen Utopien nachzugehen, sondern mit der Wirklichkeit zu rechnen, wenn vom religiösen Frieden die Rede ist. Der staatlich-bürgerlich-menschlichen Toleranz, die eine Notwendigkeit ist, steht die dogmatische und kirchliche Intoleranz entgegen, welche prinzipieller Natur ist. Der religiös-konfessionelle Friede kann und muß gefördert werden durch Verzicht auf verletzende Kontroverse. Er verlangt nicht nur aus Gründen wissenschaftlicher Ehrlichkeit, sondern auch aus christlicher Liebe, daß die Position der Gegenpartei objektiv gesucht und dargestellt werde. Gibt es über das hinaus eine gemeinsame Abwehrfront für die Praxis? Man möchte das sehr wünschen, dort, wo wirklich gemeinsame Wahrheiten zu verteidigen sind. Wer jedoch die tragende Grundlage einer solchen Front suchen muß, wird leider die Feststellung machen müssen, daß diese gemeinsame Front eine variable Größe ist, je nachdem der Partner orthodoxer Protestantismus ist oder nicht. Jedenfalls sind die Gegensätze innerhalb des Protestantismus mindestens ebenso groß, wenn nicht größer, wie zwischen rechtsstehendem Protestantismus und Katholizismus. Die Forderung einer gemeinsamen Front der Praxis wird die Erfahrung machen, die man voraussagen kann: Die Praxis setzt die Theorie voraus. Es geht gewiß nicht um die Wahrheit allein, sondern auch um die Liebe. Aber ebenso sicher genügt die Liebe allein nicht, ja sie ist nicht einmal möglich ohne die Wahrheit. Für beides sind uns Paulus und Johannes Zeuge.

A. Sch.

Caritas in den Missionsländern

Missionsgebetsmeinung für den Monat April.

Will man ein charakteristisches Unterscheidungsmerkmal zwischen Heidentum und Christentum angeben, das in der knappsten Form den Wesensunterschied hervorhebt, so kann man nur sagen: Das Heidentum ist die Lieblosigkeit, das Christentum die Liebe. Sicher kennt auch das Heidentum Liebe und Zuneigung, ja es enthält da und dort sogar Wohltätigkeitswerke. Aber diese Liebe ist und bleibt stets natur- und blutgebunden, nur die christliche Liebe

überschreitet die Schranken der Rassen und Farben, der sozialen Abstufungen und des Geschlechtes. Diese Liebe war beim ersten Gang des Christentums durch die antike heidnische Welt so in die Augen springend, daß Harnack in seinem Werke »Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten« (13, 155) schreiben konnte: »Diese Worte Jesu (über die leiblichen Werke der Barmherzigkeit) haben in seiner Gemeinde mehrere Generationen hindurch so hell geleuchtet und so kräftig gewirkt, daß man die christliche Missionspredigt auch als Predigt der Liebe und Hilfeleistung bezeichnen kann.« Obwohl sich politische und soziale, kulturelle und geistesgeschichtliche Lagen durchwegs geändert haben, gilt dieses Wort auch von der modernen Missionsgeschichte. »Die Jahrbücher der katholischen Missionsgeschichte sind die Geschichte der leiblichen und geistigen Werke der Barmherzigkeit« (P. Rob. Streit).

Schon die Ziffern der leiblichen Werke der Barmherzigkeit in den gegenwärtigen Missionen sprechen eine beredete Sprache. Für die Kranken unterhält die katholische Mission in allen Ländern 771 Spitäler mit 36,301 Betten; neben einer großen Schar meist geschulter Schwestern, die sich hier Tag und Nacht für die Siechen aufopfern, wirken hier 211 katholische Aerzte und Aerztinnen, ferner 1163 Laien als Krankenpfleger und -pflegerinnen. In 2814 Apotheken wurden im Jahre 1933 ca. 25 Millionen Konsultationen erteilt. In 1971 Waisenhäusern erhalten 112,990 Kinder Pflege und Erziehung. In 428 Greisenasylen werden 17,668 Greise und Greisinnen unterhalten (Ziffern der Guida delle Missioni cattoliche, Roma, 1934, 9 +). Man darf wohl ohne Uebertreibung behaupten, daß sich die Mission in den Tausenden von genannten Anstalten gerade der Menschen annimmt, welche die heidnische Gesellschaft ausstößt und dem Tode preisgibt. Diese Ziffern bieten aber nur die Resultate der statistisch erfaßbaren Liebestaten. Daneben stehen die Tausende und Abertausende von Wohltaten leiblicher und geistiger Barmherzigkeit, welche die einzelnen Missionare und noch mehr die Engel der Caritas, unsere Schwestern, unauffällig, Tag für Tag, spenden, Taten, die meist nur dem alles sehenden Gottesauge bekannt sind.

Indes, so erfreulich das war — so schmerzlich ist eigentlich die Tatsache, daß in diesen »städtischen und ländlichen Muster-Wohnungen« der Gedanke in keiner Weise zum Ausdruck kam, den man etwa in die Worte fassen könnte: »Der Mensch sollte nicht nur Geist — er sollte auch seinen Glauben ausstrahlen; nicht nur durch sein Wesen, sondern auch durch die Dinge, die ihn umgeben.«

Biblisches müßte man diesen Gedanken wohl mit den Worten ausdrücken: »Lasset euer Licht leuchten vor den Menschen, damit sie eure guten Werke sehen und darob den Vater preisen, der im Himmel ist.«

Einem katholischen Heim muß man es ansehen können, wer darin wohnt — selbst dann, wenn der Besitzer einmal nicht zu Hause ist. »Der liebe Herrgott« muß darin wohnen; das von der Kirche geweihte und darum Segen bringende Wasser muß zu finden sein; die Tauf-Kerze und die Kommunion-Kerze, die am Ende der Erdenwanderung einmal Sterbekerzen werden sollen; die Familien-Bibel mit der Familien-Chronik; das gute Bild und in kräftiger Schrift ein Wort, das »geschrieben steht« im Buche der Bücher, in der Heiligen Schrift.

Was im Gottes-Haus und beim Gottes-Dienst begonnen, soll im Werktags-Leben und im Wohnraum des Christen seinen entsprechenden Ausdruck und seine Fortsetzung finden.

»Entsprechend« soll das alles sein! Gesund, stark, befreiend, ermutigend, wahrhaft erlösend! Denn so ist ja unser Glaube.

Wie schaut indes vielfach die Wirklichkeit aus? Was haben die »leuchtenden Kruzifixe« und was die rosig-schmalzigen Marien-, Engels- und Heiligen-Bilder mit unserem Glauben zu tun? Was hat die immer rührige »Devotionalien-Industrie, die mit der Frömmigkeit fast ausschließlich ihr Spiel und ihr — Geschäft betreibt, auf dem Gebiete des Glaubens verloren? Und wo nehmen diese Kitsch-Krämer das Recht her, ihre jämmerlichen Erzeugnisse als »volkstümlich« bis ins letzte Tal unseres lieben Landes zu verschachern?

Oder, — um diese nicht nebensächliche Frage des christlichen Lebens einmal von einer anderen Seite zu sehen — wie sehr wird unsere Jugend von frühester Kindheit auf durch Bilder und Formvorstellungen unbewußt beeinflusst, die dem Sinn und dem Inhalt des Wortes Gottes, der Lehre

Große Verdienste hat sich die katholische Mission im Kampf gegen ansteckende Krankheiten erworben, gegen die Schlafkrankheit in Afrika, gegen den Flecktyphus in China etc., doch von allen Werken verdient eines besondere Erwähnung: die Fürsorge für die Aussätzigen. In 108 Aussätzigenheimen der katholischen Mission empfangen 12,779 Aussätzige nicht nur körperliche Pflege, sondern, was bei diesen aus der menschlichen Gesellschaft Ausgestoßenen noch mehr gilt, durch christliche Liebe einen neuen Lebensinhalt. Wer je Gelegenheit hatte, ein Aussätzigenasyl in Asien oder in Afrika zu besuchen und sich dabei der von der Krankheit zerrissenen Geschöpfe erinnert, der weiß, welche Kraft der Liebe hier notwendig ist, um Jahre und Jahrzehnte, ja ein ganzes Leben lang ausharren zu können. Und wer bei aller körperlichen Not und allen Leiden den Freudenglanz bemerkt, der aus dem Auge der Leidenden dringt, der weiß, daß hier Gott selbst am Werke ist durch seine Diener und Dienerinnen.

Wenn schon in normalen Zeiten die Mission allüberall, wohin sie kommt, das Banner christlicher Nächstenliebe entfaltet, dann erst recht in Zeiten der Not. Ein hellleuchtendes Beispiel dieser Liebe ist heute vorab der Kriegsschauplatz in China. Der apostolische Delegat Chinas hatte zu einem Liebeskreuzzug aufgerufen, und diesem Aufrufe wurde in gewaltigen Ausmaßen Folge geleistet. Hunderttausende von Flüchtlingen fanden auf katholischen Missionsstationen Schutz und Pflege, Hunderttausende von Verwundeten Rettung des Lebens oder einen ruhigen, christlichen Tod. Katholische Schulen und Kirchen wurden in Flüchtlingslager und Spitäler verwandelt, und wenn feindliche Bomben oder Granaten die Gebäulichkeiten zerstörten, so entstand auf den Trümmern bald wieder eine Baracke für vergessene Flüchtlingskinder oder neue Verwundete. Von der Tat eines einzigen Missionars schreibt der protestantische Missionswissenschaftler Dr. Gerhard Rosenkranz nach seiner ostasiatischen Studienreise inmitten der Kriegswirren: »Niemand ist, der nicht den Namen des katholischen Priesters Jacquinet kannte. Er hat in Schanghai eine Sicherheitszone gegründet, das größte Liebeswerk katholischer Caritas in dieser Kriegszeit Chinas. Eine Viertelmillion Heimatloser haben in ihr Aufnahme gefunden. Chiang Kai-shek hat ebenso wie der japanische Außenminister dem Pater seinen Dank dafür ausgesprochen.« (Fernost wohin? Heilbronn, 1940, S. 299.)

der Kirche und dem Leben der Heiligen oft widersprechen oder zum mindesten sehr verwirrend sich auswirken.

»Katholische Hauskunst« ist nicht nur eine Frage der Aesthetik, sondern eine Frage des christlichen Lebens.

Der Aufbau einer »lebendigen Pfarrgemeinde«, um den sich heute die Kirche so sehr bemüht, kann durch die Pflege und den Aufruf zu einer guten und hochwertigen Hauskunst nachdrücklich gefördert werden. Ein kleines »Bilder-Stürmchen« täte mancherorts sehr gut! Freilich derart, daß man nicht nur Minderwertiges beseitigt, sondern es durch hochwertige Original-Schöpfungen, oder, wo das nicht möglich ist, durch gute Reproduktionen, die es heute Gott sei Dank gibt, ablöst!

Ein gutes farbiges Blatt, ein kräftiger Holzschnitt, ein formvollendeter Wandspruch, ein einfaches Wandkreuz, oder eine schlichte Plastik in Holz, Ton oder Majolika sind für viele heute erschwingliche Dinge, besonders dann, wenn man einmal einen Vergleich zieht zu den Ausgaben, die man

Daß die Werke leiblicher Barmherzigkeit auch für die eigentliche Missionsarbeit von grundlegender Bedeutung sind, haben die Missionare stets betont. Denn durch diese Werke wird den Heiden ein Herzstück des Christentums im Anschauungsunterricht gezeigt, werden Herz und Gemüt für die Aufnahme der evangelischen Saat vorbereitet und endlich das Vertrauen in die fremden Glaubensboten und ihre neue sonderbare Lehre geweckt. Tausende von einzelnen Beispielen aus der Missionsgeschichte und - Gegenwart ließen sich leicht anführen, um die Wahrheit dieser Behauptung zu beweisen. Aber selbst wenn diese Erfolge für die direkte Missionsarbeit ausbleiben sollten, wird die Mission doch immer in den Fußstapfen ihres göttlichen Meisters und Auftraggebers wandeln müssen. Sie muß wie er ein barmherziger Samaritaner sein und ohne Rücksicht auf direkten Lohn, d. h. missionarische Erfolge, Gutes tun, Liebe zeigen und verschenken.

Der christlichen Caritas drohen allerdings auch Gefahren. Es sind Gefahren, die eine verständnislose oder sogar feindliche Umwelt durch Verleumdungen, Zerstörungen und Hetze heraufbeschworen, aber auch Gefahren, die in der Uebung der Caritas selbst liegen. Gerade in größeren Missionen, die über das Anfangsstadium heraus sind, muß die caritative Arbeit irgendwie organisiert werden und darf nicht dem freien Ermessen des einzelnen überlassen bleiben. Organisation und Gewohnheit können sich aber allzu leicht als Mehltau auf die Seelen legen und das Innerste caritativer Arbeit mehr oder weniger tödlich treffen. Durch unser Gebet wollen wir vorab in diesem Monat den Arbeitern und Arbeiterinnen in christlichen Liebeswerken der Mission helfen, auf daß ihre Arbeit stets und immer mehr auf den allein fruchtbaren Boden der Gottes- und Nächstenliebe gepflanzt werden, um auf diesem Erdreich Früchte der Liebe reifen zu lassen.

Dr. J. B.

Die christlichen Grundlagen der Eidgenossenschaft

(Fortsetzung.)

Die bereits durch einen Feuilletonist aus diesem Buche propagierte »wichtige Entdeckung«, daß die Allmeind-Korporationen der Innerschweiz auf eine unter religiösen Einflüssen durchgeführte Bodenreform im 14. Jahr-

für das »kühle Naß«, für »blauen Dunst« und kurzlebige Modetorheiten verausgabt.

Die geeignete Gelegenheit sich selbst oder anderen ein solch wahrhaft »bleibendes Geschenk« zu machen sind zunächst Anlässe im Kreise der Familie: Hochzeit, Taufe, Erstkommunion, Firmung, Primiz oder Todesfall. Sodann aber auch die Zeiten des Kirchen-Jahres: eine gute Krippendarstellung schafft man sich auf Weihnachten an; ein wirklich eindrucksvolles Kreuz auf den Tag, da unser Herr gekreuzigt ward; eine wahrhaft edle Plastik der Gottesmutter auf eines ihrer großen Feste usf.

»Katholische Hauskunst« soll Ausdruck eines gesunden Christen-Glaubens sein! Nicht weniger aber ist sie berufen christlichen Sinn und christliche Gesinnung, besonders in den Herzen der Jugend, zu bilden.

Wo immer diese Frage mit Entschlossenheit angefaßt, und als eine heilige Aufgabe mit zäher Ausdauer zu verwirklichen gesucht wird, erweist sich die Mühe nach Jahren als Segen für den Einzelnen, für die Familien, für Pfarr-Gemeinde und Volk.

hundert zurückgehen, und nicht, wie die »Romantiker der Geschichtsforschung« bisher vorgaben, urgermanischen Charakter hätten, entbehrt leider ebenfalls des Beweises. Die Dominikaner und die Benediktiner hätten den Einfluß der Franziskaner mit allen Mitteln zu mindern gesucht und der Tendenz, alles zu »gemeiner Hand« zu erwerben, Vorschub geleistet. Wohl führt Weisz (S. 105 ff.) zahlreiche Erwerbungen an, durch die der Gemeinbesitz wohl vermehrt, aber nicht geschaffen worden ist. Weisz bleibt sich selber nicht konsequent, schreibt er doch S. 9 bei den Ausführungen über Uri im 10. Jahrhundert: daß die Allmende abnahm, indem weltliche und geistliche Herrschaften vom Boden in steigendem Maße Besitz ergriffen. S. 16 spricht er ebenfalls von Allmendnutzungen der Unterwaldner in einer frühern Zeit, die weit vor dem 14. Jahrhundert liegt. Seine Ausführungen vermögen also die alten Anschauungen über die Allmende, wie sie etwa im Historisch-Biographischen Lexikon der Schweiz I. 253 ff. zusammengefaßt sind, nicht zu erschüttern. Und daß gerade die Benediktiner diese Bestrebungen besonders gefördert hätten, klingt etwas seltsam, da der Erwerb doch gerade hauptsächlich auf Kosten der Klöster Einsiedeln und Engelberg erfolgte. Und die Rolle, die die Dominikaner dabei gespielt haben sollen, ist ebenfalls noch zu erklären, da ja in der ganzen Urschweiz nur Schwyz ein Dominikanerinnenklösterchen hatte. Die nächsten Predigerkonvente befanden sich in Zürich, Zofingen und Bern. Nicht zu bestreiten ist, daß damals eine umwälzende Agrarreform stattfand, indem viel Herrenbesitz in Gemeinbesitz übergeführt wurde, namentlich im Kanton Schwyz durch die endliche Liquidation des Einsiedler Marchenstreites. Aber das ist eine Vermehrung, nicht der Ursprung der Allmend-Korporation, und die gegebene »geistige Wurzel« geht leider zu wenig tief, als daß sie zu überzeugen vermöchte.

Daß Weisz von der Befreiungstradition, wie sie etwa im »Weißen Buch« überliefert ist, nichts wissen will, ist schon verständlich aus seiner Abneigung gegen Karl Meyer, der diese Tradition großenteils wieder in ihre historischen Rechte einsetzen wollte. Diese Ablehnung nennt man dann Geschichte im neuen Lichte, unter Verzicht auf Legenden und heroische Ueberlieferung des 15. Jahrhunderts (Waschzettel)!

Man glaubt manchmal über das Gesicht von Dr. Weisz ein höhnisches Lächeln huschen zu sehen, wenn er in einer Zeit, wo ernsthafte Geschichtsphilosophen die christliche Grundlage der Schweiz herausheben wollen, ausgerechnet den »ketzerischen« Ursprungscharakter beweisen will, siehe das Zitat weiter vorn (im Buch S. 46)! Was bezweckt er anderes mit der Mitteilung, daß die Schwyzer den bei Grandson erbeuteten Thronessel Karls des Kühnen erst dann der Muttergottes nach Einsiedeln schenkten, als feststand, daß er nicht aus Gold, sondern nur »vergüldet« war, als eine Lächerlichmachung?

Auch über das Kapitel Mystik wäre einiges zu sagen, trotzdem es im ganzen recht schön ist, wenn er auch Bruder Klaus schließlich doch noch leise mit den »ketzerischen« Waldbauern von 1315 verknüpft (S. 137). Fast selbstverständlich aber ist es, daß hier wohl drei Mystikbücher von Protestanten erwähnt werden, aber keines aus katholischer Schau, an welchen doch kein Mangel ist, etwa

Denifle, Karrer, Bernhart, Grabmann, Krebs. Ueberhaupt hätte am Schlusse des Buches ein Verzeichnis der zitierten Bücher angefügt werden sollen. Denn Kontrolle sollte Dr. Weisz nicht fürchten; so aber ist sie sehr erschwert, wenn nicht fast unmöglich. Und gerade bei den allerwichtigsten und von Weisz am schärfsten verfochtenen Fragen fehlen die Beleg- und Beweisstellen. Und nur auf guten Glauben abstellen kann und will man gerade hier nicht, da gerade hier eine bestimmte Tendenz — den ketzerischen Ursprung der Schweiz nachzuweisen — vorherrscht.

Sehr wenig Anklang wird namentlich in der katholischen Urschweiz die mit dem Brustton der Ueberzeugung als sicher stehende Tatsache hingestellte Behauptung finden, daß Tell ein Ketzer gewesen sei.

Dem Urner Sänger Hans Wirz in Luzern habe es im 15. Jahrhundert nicht gefallen, daß die Eidgenossenschaft auf Anregung des Schwyzers Stauffacher entstanden sei, darum habe er in einem Liede ihren ernerischen Ursprung dargetan. Den Anlaß habe die Untat an Wilhelm Tell geboten. Ein unbekannter Münchner Text enthält nun ein paar Strophen mehr als der bisher bekannte Berner Text. Auf die unmißverständliche Drohung nach dem Apfelschuß, er hätte dann mit dem zweiten Pfeil den Vogt getötet, läßt ihn dieser in den Urnersee werfen. Später wurde Tells Ende weggelassen und durch Tells Rache ersetzt. Weil ja Tell ertränkt wurde, habe er auch an der Gründung der Eidgenossenschaft nicht teilnehmen können. Die ganze Tellsage lehnt Weisz ab als im Orient und im Norden verbreitete Wandersage. Aber sie verband sich immer wieder mit tapferen Schützen. »So dürfen wir mit Bestimmtheit annehmen, daß auch die Urner diese Geschichte, nach ausländischen Beispielen, ihrem Nationalhelden als einem Opfer der Tyrannei zugeeignet haben« (S. 277). Tells Todesort gibt ihm nun sichere Anhaltspunkte für die Zeit und den Sinn dieses Ereignisses. Tell wurde ertränkt. Später hat das Volk das »Ertränken« vergessen und daraus ein »Ertrinken« gemacht, also eine Verschiebung: er sei bei der Rettung eines Kindes im Schächenbache ertrunken. Wer aber wurde ertränkt? Der Ketzer! Tell müsse also einer Zeit angehören, in welcher Uri Ketzer in großer Zahl aufwies und diese in dem Ertränkten ihren Helden verehrten.

Manichäische Sekten waren zu Ende des 12. Jahrhunderts tatsächlich sehr weit verbreitet, in Köln, Bonn, Trier, Lüttich, 1210 auch in Oesterreich. Waldenser gab es überall in Deutschland, auch in Bayern. »Es gibt fast kein Land, in welchem diese Sekte nicht war«, meldet der Passauer Anonymus. Es gab Ortlicher (z. B. 1236 im Thurgau und Rütli), Antitrinitarier, Sekte vom freien Geiste, Luziferaner usw. Man weiß, daß die französischen und italienischen Häretiker, die Albigenser und Waldenser sich vor den Verfolgungen in die Alpentäler zurückgezogen hatten, daß sogar die Waadt solchen Ketzern später den Namen Waudenses, Vaudois, gab. Wir haben Kenntnis von Ketzereien in Luzern, Zürich, Bern, Freiburg, Lausanne, Genf, Basel während des Mittelalters. Aber für die Behauptung: »Tatsache ist, daß auch im Reußthal viele Waldenser Unterschlupf fanden und ihre Lehren verbreiteten« (Zeitschrift für Schweizer. Kirchen-Gesch. XXVIII [1934] S. 248) ist uns Weisz den Beweis noch schuldig geblieben.

Die Hypothese, in der Tellgeschichte lebe die Erinnerung an ein Ketzergericht fort, ist gewiß neu und interessant. Richtig ist: Ertränken war die Strafe für Hexen und Zauberer, so z. B. wurde Agnes Bernauer 1435 ertränkt, weil sie das Herz des Bayernherzogs »verzaubert« hatte. Seit 1209 kam die Feuerstrafe für Häretiker auf, die Friedrich II. 1232 für das ganze Reich anordnete. Aber kommt Ertränken nicht auch noch für andere Vergehen in Betracht? Bei den alten Germanen wurden Feige, Kriegsscheue und Weibische in schmutzige Moore versenkt; Ertränken war auch die Strafe für Ehebrecherinnen, sowie Doppelhehe (Blumer, Staats- und Rechtsgeschichte I. 407). Es ließen sich wohl noch andere Verbrechen aufführen, auf denen die Strafe des Ertränkens stand. War man vielleicht mit dem Vorwurfe der Ketzerei nicht sehr schnell zur Hand, um zu diffamieren, und war es für die weltlichen Behörden nicht oft sehr bequem, unbequeme Gegner mit dem Vorwande der Ketzerei zu vernichten? Hat nicht vielleicht gerade der »Vogt« den Tell durch Ertränken als Ketzer — eine gefährliche Bezeichnung! — bei seinen Leuten entehren wollen? Die Stelle aus dem »Hexenhammer«, daß Tell noch am Ende des Mittelalters als Hexer, als Zauberschütze galt, ist kein Beweis, daß er ein »Ketzer« im dogmatischen Sinne gewesen ist, denn sein Meisterschuß allein qualifizierte ihn als einen Hexer und Zauberschützen. Zudem wird auch sein rheinischer Doppelgänger Puncher von Rorbach als Zauberschütze bezeichnet (Gisler, Tellfrage, S. 182). Das vollbrachte Kunststück allein genügte zu diesem Verdacht. Bessere Beweise sind also auch hier noch erwünscht.

Einen weitem Beweis für die Ketzerei in der Urschweiz sieht Weisz in der Hutzene. Die Katharer (wovon das Wort Ketzer kommt) hätten die Kreuzesverehrung verweigert. Sie verabscheuten diese, weil das Kreuz »nur ein Stück Holz« sei. Es liege nun nahe, daß eine spätere, kirchlich anders eingestellte Zeit den Fall auf das politische Gebiet verschob und den Hut in ein harmloses Hoheitszeichen bei Märkten, Gerichten usw. verwandelte, das »nur ein Stück Filz« sei! Wo aber ist der Beweis für diese Verschiebung? Der »Geßlerhut« trifft nun aber gerade den ursprünglichen Gegensatz zwischen den Waldstätten und den Habsburger Herzögen. Die »naheliegende« Erklärung von Weisz scheint für den vorliegenden Fall gar nicht nötig, zumal schon Grimm und Bernoulli den Hut als ein alttümliches Herrschafts- und Gerichtssymbol nachgewiesen haben. Die Behauptung von Weisz ist nichts als eine unbewiesene Hypothese.

Dr. Karl Schönenberger.
(Schluß folgt.)

Die Tragweite der Enzyklika »Vigilanti Cura«

Von Chan. Brohé,
Präsident des Internationalen Katholischen Filmbüros.
(Schluss.)

c) Die Wichtigkeit der Nationalen
Filmbegutachtungskommission im
besonderen.

Die Bedeutung der vom Heiligen Vater verlangten Nationalen Filmbegutachtungskommission für die Verwirklichung dieses Programmes kann niemand entgehen. Mit

aller Eindeutigkeit wünscht der Heilige Vater, daß sich diese Kommission einer großen Autorität und eines wirklichen Ansehens erfreut.

Als Voraussetzung fordert die Enzyklika, daß die Fachkenntnis der Mitglieder genau so offenkundig ist wie ihr hochstehender Lebenswandel. Denn in der Tat ist das aufgebürdete Amt sehr schwerwiegend (ad gravissima haec obeunda munera). Es ist wirklich gut, daß es zur Pflicht der Bischöfe erhoben ist, über das Ansehen dieser Kommission zu wachen. Sollte dieses Ansehen einmal ins Wanken geraten, so soll nach der Forderung der Enzyklika die Kommission sofort verstärkt werden durch Beiordnung einer hohen Persönlichkeit, deren Zuständigkeit unangetastet ist. Die Enzyklika spricht sogar den Wunsch aus, daß man keine Hemmungen haben solle, wenn es gilt, Unberufene und Unfähige durch Kompetentere zu ersetzen. Bei dieser Ersatzwahl ist wiederum mit größter Sorgfalt vorzugehen.

Es ist leicht zu verstehen, warum die Enzyklika so viel Wert auf die Autorität der nationalen Kommission legt.

Denn in der Tat beruht der ganze Erfolg des zu unternehmenden Kreuzzuges auf diesem bedeutsamen Räderwerk. Die Autorität muß so groß sein, daß sie ohne Widerspruch angenommen wird, und zwar von allen; von den Priestern, Eltern, Kinobesitzern, Filmkritikern, Zeitungen, von den Leitern von Instituten und Werken, von allen Katholiken, überhaupt von allen rechtschaffenen Menschen, die in irgendeiner Form an der Filmindustrie teilhaben. Ohne dieses allgemeine, wenn nicht einstimmige, Einfügen gegenüber der nationalen Filmbegutachtungskommission kann das von der Enzyklika verfolgte Ziel nicht erreicht werden.

Sich den Direktiven dieser Kommission entgegensetzen ist gleichbedeutend mit dem Widerstand gegen das vom Papst angestrebte Resultat. Hier liegt auch praktisch die eigentliche Quelle der Autorität der Urteile dieser nationalen Kommission, deren Begründung die Enzyklika verlangt.

Es ist Sache der Moraltheologen, zu gegebener Zeit Art und Umfang der Autorität dieser Kommission endgültig abzuklären. Doch weist schon die heutige, vielleicht noch nicht ganz fest umrissene Form, in der sich die Arbeit der Kommission vollzieht, deutlich darauf hin, daß sich die Katholische Aktion in echt realistischem Streben den Zeitverhältnissen anzupassen weiß.

Die Spielregeln müssen nun einmal eingehalten werden. Das Filmproblem geht über die Pfarrei und die Diözese hinaus. Es verlangt von den Katholiken in jedem Lande streng disziplinierte Zusammenarbeit. Es ist hier nicht der Ort und die Zeit, sich hierüber zu verbreiten. Aber man muß seine Freude ausdrücken über dieses Prinzip der Enzyklika »Vigilanti cura«. Man muß den Wunsch aussprechen, daß dieses Prinzip gesetzmäßig im ganzen Gebiet der Filmaktion zur Geltung gebracht wird.

3. Die Schwierigkeit des Aktionsprogrammes.

Soweit das durch »Vigilanti cura« aufgezeigte Aktionsprogramm.

Die vorgelegte Aufgabe geht vielleicht über unser menschliches Vermögen. Aber der Katholik darf niemals

vergessen, daß er mit Hilfe des Gebetes über göttliche Kräfte verfügt.

Es sei hier daran erinnert, daß der Heilige Vater das Filmwesen wiederholt zur Monatsmeinung des Gebetsapostolates erhoben hat.

Aber das Gebet kann nicht genügen, wenn man sich weigert, seinerseits die entsprechenden Anstrengungen zu leisten. Leider geben sich nur allzu wenige Katholiken genaue Rechenschaft über die Aufbaupflicht der Filmaktion. Alle diejenigen, die sich einmal die Mühe machten, »Vigilanti cura« ernsthaft zu studieren, werden ohne Zaudern nicht nur die Wichtigkeit und Tragweite des gestellten Problems, sondern auch die äußerste Schwierigkeit des Werkes, zu dem sie der Heilige Vater einlädt, vor Augen halten. Es wird für die Katholiken schwer fallen, sich einen festen Boden und einen großen Einfluß im Filmwesen zu erobern. Wir haben nicht ungestraft während voller dreißig Jahre zugesehen, wie sich das Kino außerhalb unserer Bewegung entwickelte.

Der Gedanke, es genüge ein sehr kleiner Anlauf, um an das vom Stellvertreter Christi gesteckte Ziel zu gelangen, ist daher geradezu lächerlich.

»Wir geben zu«, schreibt Papst Pius XI. selbst in der Enzyklika, »daß die Errichtung eines solchen bischöflichen Filmamtes ein gewisses Opfer verlangt und eine gewisse Belastung der Katholiken der einzelnen Länder darstellt. Aber die große Bedeutung des Filmtheaters und die Notwendigkeit, die Moralität des christlichen Volkes und ganzer Nationen zu schützen, läßt ein solches Opfer gerechtfertigt erscheinen.«

Soweit die Auffassung, wie sie an der internationalen Warte der Katholischen Filmaktion über die Film-Enzyklika Pius' XI. herrscht.

Damit ist aber auch die Tragweite von »Vigilanti cura« klargelegt. Die oberste kirchliche Autorität hat mit seltener Eindeutigkeit und Eindringlichkeit die Verantwortung derer aufgezeigt, die immer noch glauben, die Filmaktion als eine harmlose Spielerei behandeln zu dürfen. »Es gehört zu den dringendsten Aufgaben unserer Zeit, dahin zu wirken, daß der Film nicht fernerhin eine Schule der Verführung sei« (Vigilanti cura). Es geht aber ebenso wenig an, unsere Aufgabe mit der Bekämpfung der Auswüchse erschöpft zu sehen. Rom hat gesprochen: »Es gehört zu den dringendsten Aufgaben der heutigen Zeit, dahin zu wirken, daß sich der Film umgestalte in ein wertvolles Mittel der Erziehung und Erhebung der Menschheit« (Vigilanti cura). Wir müssen den Film lieben und ihn praktisch ausnützen als eines der einflußreichsten Mittel unserer Aufbauarbeit im Reiche Christi.

»Der Nutzen von ‚Vigilanti cura‘ wird also darin bestehen, daß diese Enzyklika den Eifer der Katholiken anspornt, und — vielleicht noch mehr — daß sie ihr Apostolat zum Zusammenklang bringt. Denn heute ist das Programm und die zu befolgenden Methoden auf diesem so komplexen Gebiet nicht mehr der freien Diskussion überlassen. Der Katholischen Aktion bleibt nur noch, den vom Heiligen Vater auferlegten Aktionsplan in seinen Einzelheiten zu erfassen und ihn mit Eifer zu verwirklichen. Dabei sind freilich, wie dies Papst Pius XI. selbst ausdrücklich

eingibt, die jedem Lande eigenen Verhältnisse zu berücksichtigen.« (Chan. Brohée.)

In der Schweiz ist die Katholische Filmbewegung dem Schweizerischen katholischen Volksverein übertragen. Wie weit das vom Heiligen Vater aufgezeichnete Aktionsprogramm in seinen Einzelheiten für die schweizerische Filmbewegung Geltung hat, wird durch die Filmkommission und das Filmbüro des Schweizerischen katholischen Volksvereins studiert. Der letzte Entscheid über die Anwendung des päpstlichen Gedankenganges in ihren Diözesen bleibt ohne Zweifel ausschließlich Aufgabe der Bischöfe selbst. Wir sind überzeugt, daß ihre väterliche Liebe die Mittel und Wege zu finden weiß, die gerade den schweizerischen Bedürfnissen gewachsen sind. Sinn dieser Zeilen ist in erster Linie, das Verständnis für die Tragweite des Filmproblems in den Herzen aller Gutgesinnten und Verantwortungsbewußten zu wecken und zu stärken. vFb.

Aus der Praxis, für die Praxis

Zeitgemäße Einschränkungen.

Diese Ueberschrift einer Einsendung in letzter Nummer der K.-Z. trifft wirklich zu: *Z e i t g e m ä ß* ist sie. Es ist ja unsere Zeit so ganz und gar materiell eingestellt, daß alles, auch das Idealste, nur unter dieser Einstellung gewertet wird. Oft genug macht diese Einstellung selbst vor den Kirchen nicht halt, wie bei der rührenden Fußsalbung Jesu (Matth. 26, 6) heißt es auch bei Kerzen und Weihrauch, Paramenten und ähnlichen Anschaffungen: *Ut quid perditio haec?* So weit geht nun der Einsender ... r ... nicht, aber an die Pforten der Priesterhäuser klopft er an, er will »den Geistlichen in ihrer Eigenschaft als animal sociale einige Sparmaßnahmen ermöglichen«. Dabei macht der ganze Artikel, so gut er wohl gemeint sein mag, doch den peinlichen Eindruck, als wäre bei den kirchlichen Festen und Anlässen den teilnehmenden Klerikern das Festessen der anziehendste Teil!

Die Mahnung bei *Patrozinien* ist wohl schon etwas verspätet. Allermeisten Orts haben die Pfarrer ihre »Festtafel« den Zeitverhältnissen entsprechend eingeschränkt und keinem Priester ist es eingefallen, darum den Besuch eines Patroziniums zu unterlassen, und keiner der festbesuchenden Kleriker hat die Finanzlage oder die Gastfreundschaft des Gastgebers nach der Anzahl der Gänge eingeschätzt.

Geradezu angewidert hat bei sehr vielen Lesern Punkt 2 der *Einsendung Begräbnisse*, wo die Frage aufgeworfen wird: *Ist ein Konkurs des Klerus zu geistlichen Begräbnissen unbedingt erforderlich?*« Nein, das nicht, aber ein Fernbleiben des Klerus aus den im besagten Artikel angeführten Gründen wäre »Konkurs« des Klerus! Bis jetzt war es löblicher Brauch, daß beim Begräbnisse eines Geistlichen die Mitbrüder aus den Nachbargemeinden, alte Freunde und Studiengenossen erschienen. Andere Stände haben uns Priester oft genug um diesen Zusammenhalt beneidet, und das katholische Volk hat es allgemein begrüßt, wenn einem verstorbenen Priester recht viele Mitbrüder auch am Grabe ihre Liebe bekundet haben. Das Volk sah darin mit Recht den Ausdruck der Hochschätzung vor der priesterlichen Würde

und auch wohltuender Ehrung der Trauergemeinde. Der Einsender möchte seine Sparmaßnahmen besonders empfehlen bei den Nachgedächtnissen: Dreißigstem und 1. Jahrzeit, »da soll ein größerer Zuzug der Geistlichkeit unterbleiben«. Aber haben wir nicht schon an vielen Orten als zeitgemäße Folge unserer materiellen Denkweise den sich mehrenden Mangel an Pietät gegen die lb. Verstorbenen zu beklagen? Wie rasch werden selbst bei nächsten Anverwandten die Trauerkleider abgelegt! Wie viele selbst aus der nächsten Verwandtschaft erscheinen bei der hl. Messe höchstens bis zum Tage der Testamentseröffnung! Sonst: aus den Augen, aus dem Sinn! Die Kirche hat als benigna mater wohl auch mit dieser Art fragilitas humana gerechnet und hat, um ihr zu steuern, die liturgischen Gedächtnistage festgelegt. Und nun empfiehlt man gerade den Priestern, auch da noch — aus Sparsamkeitsrücksichten — fernzubleiben. Träfe uns da nicht der Vorwurf Jobs: *Noti mei quasi alieni recesserunt a me. Qui me noverant, oblitum sunt mei!* (Job 19, 13/14.) Nein, viel eher gerade in dieser Zeit beherzigen die Mahnung des gleichen Job: *Miseremini mei, saltem vos amici mei!* (19, 21.) Es bietet diese Teilnahme an Begräbnis und Gedächtnissen verstorbener Mitbrüder wohl auch im Sinne unserer hl. Kirche eine schöne Gelegenheit, durch die letzte Ehrung und unser Gebet wieder gut zu machen — in quantum possibile est — was zu Lebzeiten aus invidia clericalis oder zu wenig fraternitas gefehlt worden ist.

Konferenzen. Gewiß sollen heute große Zusammenkünfte — oft nur zur Hebung der Fremdenindustrie einberufen — mehr unterbleiben, aber die kleineren, vertraulichen Konferenzen (Dekanate, Regiunkeln u. a.) dürfen heute weniger unterbleiben als je. Jetzt müssen die Geistlichen über nächstliegende Probleme sich beraten, sich gegenseitig ermuntern und auch wieder aufheitern. Hier sollen alte und junge Priester sich zusammenfinden und verstehen lernen, an diesen kleineren Konferenzen wird unsern Geistlichen, ohne große Kosten, die nötige Aufklärung und die opferbereite Aufgeschlossenheit gegenüber den verwirrenden Zeitfragen der modernen Seelsorge.

... y ...

Eine philosophische Antwort

Zu den »Wünschen eines Laien« für die Predigt.

Dieser Artikel soll eine Antwort auf die »Wünsche eines Laien« (Nr. 1 der Schw. Kirch.-Ztg. 1940) sein. Grundsätzlich bin ich mit der offenen, sachlichen Meinungsäußerung in diesem Blatte vollends einverstanden. Ich begrüße sie. Das führt zur gegenseitigen Verständigung und im Notfalle auch zur Berichtigung.

Der Einsender rügt, daß die Prediger sich zu einseitig an den Verstand wenden und zu wenig an das Gemüt. Ich möchte eher das Gegenteil behaupten. Allerdings nicht in dieser Einseitigkeit und ermüdenden Form, wie sie im Artikel gerügt wird. Im übrigen scheint der Kritiker zu wenig Philosoph und Psycholog zu sein, um Verstand und Gemüt richtig auseinanderzuhalten. Er unterscheidet oder scheidet beide zu sehr voneinander. Auch verdient der Verstand überhaupt nicht die geringschätzigste Behandlung, die ihm da zuteil wird. Im Gegenteil, der Verstand ist die geistige

Brücke zwischen Sinnenwelt und Geisteswelt, also auch zu den Gefühlen. Was ist der Verstand? Jene Seelenkraft des Menschen, die ihn fähig macht, das Uebersinnliche, Geistige im Sinnlichen zu erkennen. Das Uebersinnliche ist aber das Wesentliche von dem, was die Außenwelt den Sinnen darbietet. Auf die Predigt angewendet, ist das Sinnliche gerade dasjenige, was ins Ohr eindringt, d. h. gehört wird, Ton, Schall, Stimme. Der Ton und Schall, auch die Stimme an sich haben noch keinen geistigen Inhalt. Wohl aber das Wort, der Satz, die Rede, und der Inhalt ist das, was der Sprechende oder Schreibende sagen wollte, und dieses ist der Sinn, der Gedanke: also das Wesentliche, Uebersinnliche. Und auf das kommt es an beim vernünftigen Menschen. Das vermittelt uns der Verstand. Er ist es, der die Vorstellung, die Begriffe ordnet und die Begriffe von einander abschließt oder ausschließt und umschließt, d. h. die Urteile bildet. Er ist es aber auch, der stark ins Gemütsleben hineinspielt und die Quelle reinster geistiger Freude wird. Nur eine wohlverstandene Predigt kann befriedigen und erfreuen, nur eine wohlverstandene Nutzenanwendung unsern Willen begeistern und zur Ausführung bewegen oder hinreißen, nur ein als solches klar erkanntes Uebel fürchtet man, nur eine als solche klar erkannte Untugend verabscheut man und meidet sie. Darum wendet sich jede Predigt naturgemäß zuerst an den Verstand der Zuhörer, und nicht an das Gefühl: nicht die schönen Worte und Wortfiguren sind es, die den Wert der Predigt ausmachen, nicht der schöne Stil ist es, der die Predigt eigentlich wertvoll macht, sondern der verständnisvolle, wohlverstandene Inhalt.

Damit soll nicht gesagt sein, daß die gediegene, wohlgefällige Sprache vernachlässigt werden sollte und zum Werte der Predigt nichts beitrage: im Gegenteil, sie trägt sogar sehr viel dazu bei, indem sie auch das Verständnis erleichtert. Die Hauptsache ist und bleibt aber der Inhalt: d. h. die Wahrheit. Und die alte Regel bleibt: *Veritas pateat, moveat, placeat.* Die Wahrheit soll klar sein, bewegen und gefallen. Auf das übernatürliche geistige Leben angewendet, spielt der klare Verstand wieder seine bedeutende grundlegende Rolle. *Omnis intellectus incipit a sensu.* Jede Verstandeseinsicht beginnt mit der sinnlichen Erfahrung; auch die übernatürliche. Denn der Mensch ist ein vernünftiges, einheitliches Wesen, bestehend aus Seele und Leib. Auf dieser Doppelnatur baut sich die Uebernatur auf, die übernatürliche Bestimmung des Menschen: Ziel, Offenbarung, übernatürliche Mittel und Hilfsmittel. Darum eine zweifache Offenbarung: die natürliche und die übernatürliche. Beide wenden sich an den Verstand des Menschen, als die geistige Brücke. Darum ist der Leib mit den fünf gesunden Sinnen ausgestattet, daß er von der Sinnenwelt hinübergeleitet wird zur Erkenntnis des Schöpfers durch die Schlußfolgerungen der Vernunft: und aus den sichtbaren Dingen Gott erkenne, und aus den belehrenden Worten des Erziehers wieder zur Erkenntnis des Schöpfers hingeleitet wird. Darum wandte und wendet sich die göttliche Offenbarung zunächst an die Sinnenwelt, und durch die sinnlich wahrnehmbaren Worte an das Verständnis, an den

Verstand des Menschen: damit er mit seinem Verstande den Inhalt oder Sinn der göttlichen Offenbarung wenigstens einigermaßen erkenne, oder bei der Offenbarung absoluter Mysterien durch die erkannte Un erforschlichkeit des Geheimnisses und die klar erkannte Unzulänglichkeit des Verstandes vor der Unendlichkeit und Größe Gottes seinen kleinen Verstand beuge und endlich zur visio beatifica gelange, die wiederum eine vollkommenste Betätigung des Verstandes ist in der Auffassung Gottes im Vollicht der Klarheit.

Darum kleidete Gott seine Offenbarungen und Verheißungen stets in die menschliche Sprache des Alltags, damit sie vom menschlichen Verstande desto leichter erfaßt und erkannt und geglaubt werde. Also wendet sich die göttliche Offenbarung immer an den Menschen als vernünftiges Wesen, das durch Hören zum Glauben, aber zuerst zum selbsteigenen Nachdenken eingeladen wird: beim einen mehr, beim andern weniger: Fides ex auditu. Der Glaube kommt vom Hören! Aber nur vom verständnisvollen, nachdenkenden und überzeugten Hören. Cognitum est in cognoscente secundum modum cognoscentis. Das Erkannte ist im Erkennenden nach der Art und Weise und dem Maßstabe des Erkennenden. Das gilt von jeder Stufe des Erkenntnisses unseres Verstandes, von der tiefsten Stufe bis zur höchsten ohne Ausnahme, bis zur höchsten Stufe der Erkenntnis eines höchsten Engels, bis zur Erkenntnis Gottes selbst in seiner Unendlichkeit und für uns im höchsten Zustande der Beschaulichkeit der visio beatifica in Ewigkeit, die wir alle erhoffen.

B. H.

Totentafel

In der Klosterkirche von **Einsiedeln** schloß sich die Totengruft über dem hochw. Herrn P. **Jakob Jenni**, O. S. B., der in der Osterwoche als Senior des Konvents im hohen Alter von 84 Jahren sein Leben beschloß. Er war Vorarlberger, aus der Pfarrei Blons, die dem Stift Einsiedeln inkorporiert ist. Deshalb kam er zum Studium in den finstern Welt, wo er 1879 in die Klosterfamilie aufgenommen wurde. Den größten Teil seiner priesterlichen Arbeit schenkte er der Seelsorge in seinem Heimatländchen (St. Gerold und Düns). In der Schweiz war er tätig als Katechet im Mädcheninstitut Wiesholz (Ramsen), als Beichtiger in den Frauenklöstern Seedorf und Glattburg und als Hausgeistlicher bei der kaiserlichen Habsburgerfamilie während ihres Exils auf Wartegg und in Prangins. Dem stets etwas schwächlichen, stillen Mönche war es vergönnt, als Jubilat und Senior des Konvents durch Gebet und stille Zurückgezogenheit sich auf einen guten Tod vorzubereiten.

Die Klosterfamilie von **Disentis** verlor am Palmsonntag, 17. März, durch den Tod von hochw. Herrn P. **Martin Rey**, O. S. B., ein tüchtiges Ordensmitglied. Der Verstorbene stammte aus der Luzernergemeinde Hellbühl, wo er am 9. Oktober 1875 das Licht der Welt erblickt hat. Nach vorzüglich abgeschlossenen Studien in Sarnen öffneten sich dem musterhaften Zögling auf beste Empfehlungen hin die Tore in die Ordensfamilie des hl. Benedikt in Disentis, wo er am 17. November 1898 die Profeß ablegte und als Neupriester am 8. September 1900 zum ersten Mal zum Altare

Gottes schritt. Seine Kraft fand Verwendung in der Klosterschule: als Präfekt und bis zu seinem Lebensende als Professor, unterbrochen von einer siebenjährigen Tätigkeit als Spiritual und Administrator im Frauenkloster St. Johann im Münstertal. Außerdem wurde P. Martin öfters als Prediger auf die Kanzel berufen, in der Seelsorge, bei Volksmissionen, als Exerzitenmeister, wobei ihm die Beherrschung des Romanischen als der zweiten bündnerischen Landessprache sehr zustatten kam. Der vorbildliche Ordensmann hinterläßt eine fühlbare Lücke im Konvent von Disentis.

Einem unerwartet raschen Tod ist am 27. März hochw. Herr **Josef Burch**, Pfarresignat von **Giswil**, im Alter von 52 Jahren erlegen. Am 14. Februar 1888 in Wilen bei Sarnen geboren, durchlief der geweckte Student seine Studien am Kolleg in Sarnen und im Priesterseminar in Chur, wo er im August 1912 die Priesterweihe empfing. In Wald und Rüti arbeitete er auf dem dornenvollen Weinberg der Diaspora. Bis 1928 war er auf der idyllischen Kaplanei von Kehrsiten, die damals noch — ein Stück »guter alter Zeit« — mit der bestbekanntesten Wirtschaft verbunden war. Bis 1937 war er Pfarrer der großen Pfarrei Giswil. Während mehreren Jahren war ihm das kantonale Schulinspektorat von Obwalden übertragen. Als Feldprediger hat der Verstorbene in der verhängnisvollen Grippe welle nach dem Weltkrieg seinen schwer heimgesuchten Truppen am Kranken- und Totenbett unerschrocken beigestanden und manch Soldatengrab eingesegnet. Die Lokalpresse fand an ihm einen eifrigen und opferwilligen Mitarbeiter. Schicksalsschläge führten zum gesundheitlichen Zusammenbruch, von dem er Erholung auf der Schwendi ob Sarnen suchte. Bei einer Aushilfe auf Niederrickenbach ereilte ihn ein früher Tod.

Aus **Jerusalem** kommt die Todesnachricht von hochw. Herrn P. **Mauritius Gisler**, O. S. B., Konventuale des Klosters der Dormitio auf dem Berg Sion. Mit P. Mauritius ist ein vorbildlicher Vertreter jener Auslandschweizer aus dem Leben geschieden, die durch ihre Tätigkeit, ihr Ansehen und ihre Beliebtheit der kleinen Schweiz in der großen Welt draußen viel Anerkennung und Sympathie verschaffen. Seine gewinnende Persönlichkeit ließ bei aller Weltgewandtheit und trotz des Edelschliffes, mit dem seine Abstammung aus angesehener Urnerfamilie, reiche, vielseitige Begabung und Studium, sein vorklösterlicher Beruf als Architekt und ein vorbildliches Leben als würdiger Sohn des hl. Benediktus an der kraftvollen Mannesgestalt gearbeitet haben, den urchigen Urschweizer nie verraten. Wenn er z. B. als Konservator des von ihm auf dem Sionskloster gegründeten archäologischen Museums die Führung für die internationalen Pilgerscharen übernahm, mischte sich seinem gewandten Französisch oder Englisch stets auch eine Nüance von derb-kraftiger Urnerfärbung bei. — Auch der äußere Lebensgang des seltenen Mannes war vielgestaltig. Er kam als Kind eines urnerischen Gutsverwalters auf einem Schloß in Slovenien auf die Welt — am 13. September 1855 —, kam aber schon als Wiegenkind in die angestammte Heimat zurück, und verlebte als recht lebendiger Knabe die frühesten Kinderjahre bei seinem vereinsamen Großvater mütterlicherseits in Sarnen, wo er bei

seinem Oheim Imfeld, Fröhmesser und Schulmeister, den ersten Unterricht erhielt. Die Gymnasialbildung vermittelten ihm teilweise die Benediktiner in Sarnen, teils — nach Uebersiedlung des inzwischen zum kantonalen Bauinspektor von Uri gewählten Vaters nach Altdorf — die dortige Kantonsschule. Zum Studium der Philosophie zog der Scholar in die Vogesenstadt Lunéville. Dann wandte er sich dem Studium der Kunst und Architektur auf dem Technikum in Winterthur zu. Es war ihm vergönnt, sein reiches Können bei einschlägigen Arbeiten in der engern Heimat zu verwerten (bei der Innengestaltung der Klosterkirche von Ingenbohl, beim Umbau der Pfarrkirche von Attinghausen, beim Neubau der Kapelle von Meienthal-Dörfli, die Renovation der Kapuzinerkirche in Altdorf etc.). Die weltbekannte Tellskapelle beim Tellensprung in Sisikon ist sein Werk. Auch als Lehrer war er erfolgreich tätig: an der Kantonsschule in Altdorf für mathematische und naturwissenschaftliche Fächer und für Zeichnen, später (1888—1891) auch in Ingenbohl, wo er unter der ersten Generaloberin M. Theresia Scherer Baumeister wurde und das alte Theresianum baute. In jenen Jahren erfolgte auch seine Wahl als Nachfolger seines Vaters im ernerischen Bauinspektorat. In Ingenbohl kam er durch seines Lehrmeisters Bruder, der als Beuronermönch in der urschweizerischen Heimat seine Ferien verlebte, in erste Berührung mit Beuron und mit der dort gepflegten neuen Kunstrichtung, die in ihrer edlen Feierlichkeit den kunstbeflissenen Urner in ihren Bann zog. Im Frühling 1891 bat der inzwischen 36 Jahre alt gewordene Kunstjünger in Beuron um das Kleid des hl. Benedikt und machte als Frater Mauritius daselbst ein so glückliches Noviziat, daß er dem ihm befreundeten Dr. Pestalozzi-Pfyffer erklärte, er möchte es sofort wiederholen. Für das Studium der Gotteswissenschaft kam er in die Abtei Maria-Laach. Am 18. August 1895 wurde dem vierzigjährigen Mönche die Hand zur Priesterweihe aufgelegt. Nach alt-benediktinischer Tradition wurden die reichen Kenntnisse und Erfahrungen des ehemaligen Architekten auch jetzt noch weiter verwendet, so in Beuron selbst (Umbau der Klosterkirche und neuer Klosterflügel) und in Holland.

Am Benediktustage, 21. März 1906, traf P. Mauritius mit einigen andern Beuronermönchen in Jerusalem ein, um das vom deutschen Heiligland-Verein erbaute Kloster der Dormitio auf dem Sion zu beziehen. Hier konnte er seinen Lieblingsneigungen vollends nachgehen: als Bauleiter bei verschiedenen Neubauten des Klosters und in palästinensischen Städtchen, aber auch als Almosenspender für seine bevorzugten Freunde, die Armen, Kranken, Hilfsbedürftigen aller Art. Und wie er schon als Professor in Altdorf einheimisches Gewerbe und fachliche Ausbildung der jungen Handwerker zu fördern bestrebt gewesen war, so nahm sich der Schweizerpater der wirtschaftlich Bedrängten in Palästina an; insbesondere suchte er geweckten jungen Leuten aus den einheimischen Fellachenfamilien den Besuch von europäischen Landwirtschaftsschulen zu ermöglichen.

P. Prior Mauritius verstand es auch, sich mit den argwöhnischen und fanatischen Moslims auf guten Fuß zu stellen, so daß die arabische Nachbarschaft den Mönchen auf Sion bald gut gesinnt war und sich bald ein freundschaftlicher Verkehr einstellte; man hatte sogar die Hoffnung, das ans Kloster anstoßende Cönaculum von ihnen

käuflich erwerben zu können. Auch die türkischen Beamten riefen den erfahrenen und menschenfreundlichen Pater oft zu Rate. — Während des Weltkrieges wurde P. Mauritius — als Professe von Beuron war er deutscher Staatsangehöriger geworden, ohne auf das Schweizerbürgerrecht zu verzichten — nach Kairo interniert, aber von den Engländern stets wohlwollend behandelt; da er innerlich der aufgeschlossene Schweizer blieb, konnte er stets vermittelnd eingreifen und seinen Landsleuten gute Dienste erweisen, da er neben dem Englischen auch die arabische Sprache beherrschte. Nach Kriegsende kam er über Hamburg und Beuron in die Schweiz zurück, um die angegriffene Gesundheit zu stärken. Der ihm gewogene Patriarch von Jerusalem wollte auf den Schweizermönch nicht verzichten und erwirkte, daß derselbe wieder auf den Berg Sion beordert wurde. Als Archäologe, Forscher, Architekt, Museumsleiter, Förderer der Landwirtschaft, hatte er stets ein vollgerütteltes Maß von Arbeit zu bewältigen.

Als mit Beginn der Winterszeit Altersbeschwerden sich geltend machten, suchte er Erleichterung in Tabgha, in der neuerworbenen Niederlassung des Klosters am nordwestlichen Ufer des Sees von Genesareth, wo die Ueberreste einer aus dem 4. Jahrhundert stammenden Kirche aufgefunden wurden, die vermutlich am Orte der wunderbaren Brotvermehrung erbaut worden war. Dort hat P. Mauritius am Feste der schmerzhaften Gottesmutter, zu der er eine besondere Verehrung hegte, in den Armen seines Mitbruders und Neffen, P. Nikolaus Zieri, sein vielbewegtes Leben beschlossen. Um ihn trauern noch zwei überlebende Schwestern in schweizerischen Frauenklöstern und ein Bruder, der als Jesuitenmissionär in Amerika wirkt. Der Schweizer Heiligland-Verein verliert den treuen Korrespondenten, der in sachlich-nüchterner, aber stets kurzweiliger und anschaulicher Weise die Leser über die Lage und die neuesten Ereignisse im Heiligen Land auf dem Laufenden hielt.

R. I. P.

J. H.

Kirchen - Chronik

Osterpredigt Pius' XII. Während des hochfeierlichen österlichen Papssthoamtes in St. Peter hielt Pius XII. eine eindringliche, mit den Worten des Exsultet beginnende Predigt. Die liturgische Osterfeier muß trotz der Gegenwart und gerade in dieser Gegenwart die Herzen mit himmlischer Freude erfüllen und jene Tugenden, an denen das Ostergeheimnis so reich ist, wiederbeleben und vermehren: Glaube, Hoffnung, Liebe. Wie mit der Auferstehung Christi einst eine neue Ordnung der Dinge begann, so muß sie auch heute das Prinzip geistlicher Erneuerung sein (*Singulis hominibus sacra Jesu Christi Anastasis spiritualis renovationis principium exstet, uti ex ea novus saeculorum natus est ordo*). Wie diese Erneuerung tatsächlich kam, führte der Papst am Beispiele der apostolischen Zeit wie zur Zeit der Christenverfolgungen aus. Diese Erneuerung ist keine leichte Sache: Sie verlangt christliche Tugend, welche mit menschlicher Schwachheit rechnen muß und deshalb Selbstüberwindung erfordert. Christus gab aber nicht bloß Gebote, die er mit dem Beispiele seines Lebens bekräftigte, sondern er gab auch Gnade.

Diese innere Erneuerung liegt nicht nur im persönlichen Privatinteresse der einzelnen, sie wird auch durch das Gemeinwohl gefordert (totius humanae consortionis suprema salus).

»Ihr wißt, was für Zeiten wir durchmachen. Die Eintracht der Völker ist elend zugrunde gegangen. Feierlich eingegangene Verträge werden ohne Rücksicht auf vorherige Vereinbarungen einseitig geändert oder überhaupt gebrochen. Was menschlicher Geist in seinem Forschen erfunden, was an Energien und materiellen Werten vorhanden ist, wird fast ausschließlich zur Kriegsführung oder zur täglich wachsenden Aufrüstung verwendet. Was der Wohlfahrt der Völker und dem ständigen Fortschritte dienen sollte, wird jetzt für deren Verderben und Untergang gebraucht. Der friedliche Handel ist gelähmt durch Behinderung jeglicher Art. Deshalb leiden die schwächer gestellten Klassen Mangel und Not. Haß und Feindschaft erfüllt die Gemüter. Die Erde, die Meere, ja sogar der Himmel, dieses erhabene Bild unserer himmlischen Heimat, werden durch Brudermord befleckt. Das Völkerrecht, das zivilisierte Nationen miteinander verbindet, sehen wir mit größtem Schmerze mehrfach verletzt: Offene Städte, friedliche Bauerndörfer und Gehöfte werden durch Bombardierungen terrorisiert, verbrannt und verwüstet, wehrlose Einwohner, ja sogar Kranke, Greise, unschuldige Kinder werden aus ihrem Heime vertrieben und oft getötet.«

Nach dieser Situationszeichnung, welche an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt, kam der Papst auf die Wiederverchristlichung des staatlichen Lebens zu sprechen, auf die Wiederherstellung des rechten Gleichgewichtes von Rechten und Pflichten, auf die Zügelung des maßlosen Machttriebes. Die österliche Papstpredigt schloß mit der Anrufung der Allerheiligenlitanei: *Ut regibus et principibus cunctoque populo christiano pacem, concordiam et unitatem largiri dignetur!* A. Sch.

Personalnachricht.

Diözese St. Gallen. Zum Pfarrer von Niederwil wurde Karl Joseph Bärlocher, bisher Pfarrer in Rieden, gewählt.

Rezensionen

Eschenz. — Geschichtliches aus Dorf und Pfarrei. Von Erzbischof Raymond Netzhammer. 134 S. Verlag Eberhardt Kalt-Zehnder, Zug 1938.

Die vorliegende Schrift erschien als Festgabe anlässlich des zweihundertjährigen Bestehens der jetzigen Pfarrkirche von Eschenz (Kt. Thurgau) am Untersee im November 1938. Ist sie auch in erster Linie für die Pfarrgenossen und den Lokalhistoriker geschrieben, so interessiert sie doch in manchen Teilen weitere Kreise, da sie den üblichen Rahmen einer Pfarreigeschichte übersteigt. Zuerst gibt Erzbischof Netzhammer, dessen Feder wir schon eine Reihe wertvoller Publikationen zu verdanken haben, einen Ueberblick über die Früh- und Vorgeschichte von Eschenz, deren Anfänge sogar in die mittlere Steinzeit zurückreichen. Diese Ausführungen zeigen bereits den erfahrenen Fachmann, der die systematischen Ausgrabungen, die vor einigen Jahren auf der Insel Werd bei Eschenz vorgenommen wurden, mit viel Verständnis unterstützte. Die Ergebnisse dieser Forschungen, die einen der fundreichsten Orte Europas für Urgeschichte freilegte, hat Erzbischof Netzhammer in einer eigenen Schrift »Die Insel Werd« (2. Aufl. 1936) einem weitem Leserkreise zugänglich gemacht. — Die Anfänge der thurgauischen Pfarrei Eschenz, die nun diese neueste Publikation des bestbekanntesten Verfassers zum Ge-

genstand hat, reichen in die Alemannenzeit zurück. Sie sind am wahrscheinlichsten wohl am Grabe des hl. Otmar, auf der Insel Werd, zu suchen, der hier als Gefangener 759 starb. Die Vituskirche in Eschenz wird freilich erst im 10. Jahrhundert urkundlich zum ersten Mal erwähnt, was aber nicht ausschließt, daß sie schon in frühere Zeiten zurückreicht. Stets bestanden enge Beziehungen zwischen der Kirche Eschenz und dem Gotteshaus Einsiedeln. 1362 wurde die Pfarrei dem Kloster Einsiedeln inkorporiert. Die Reformation brachte auch für Eschenz bewegte Jahre, da im benachbarten Stein a. Rhein Zwingli seinen Einfluß mächtig geltend machte. 1560 jedoch wurden die Insel Werd u. der größere Teil von Eschenz für den alten Glauben wieder zurückgewonnen. Von größter Wichtigkeit war, daß zur Zeit der katholischen Wiedererneuerung das Stift Einsiedeln die Herrschaft Freudenfels oberhalb Eschenz käuflich erwarb. Von dort an residierten die Pfarrer bis in die letzten Jahre auf Freudenfels. 1737 wurde die alte Vituskirche, nachdem sie beinahe ein Jahrtausend als Pfarrkirche gedient hatte, aufgegeben und an einer anderen Stelle die jetzige Pfarrkirche errichtet, die bereits im folgenden Jahre eingeweiht wurde. Recht anschaulich ist die neuere und neueste Geschichte der Pfarrei und ihrer Seelsorger geschildert. Unter den Eschenzer Pfarrherren aus dem letzten Jahrhundert befand sich manch einer, dessen Tagebuch die Vorfälle in der engeren und weiteren Heimat von einer andern Seite her beleuchtet. Der reich gebildeten Schrift ist eine Liste der Seelsorger von Eschenz sowie der Statthalter von Freudenfels beigegeben. So ist eine Pfarreigeschichte entstanden, die ähnlichen Arbeiten als Vorbild dienen kann, da sie durchwegs auf zuverlässigem Quellenmaterial aufgebaut ist. Vor allem zeigt die neueste Schrift von Erzbischof Netzhammer, wie bei richtiger Auswertung des verschiedenartigsten Quellenmaterials die große Vergangenheit auch einer einfachen Landkirche würdig zur Geltung kommt.

Joh. Bapt. Villiger.

Eucharistische Anbetung. Von Bruder Augustinus, Rigi-Verlag, Weggis. Ein eucharistischer Lobgesang als Volks-Chorgebet in 5 Abschnitten zusammengestellt, der sich treffend eignet zur Anbetungsstunde vor dem Allerheiligsten. Der Text ist der Liturgie der Kirche entnommen und wird darum vor allem von den Freunden der liturgischen Bewegung begrüßt und mit Freuden benützt werden. -b-

Laudemus viros gloriosos. Von Keller Emil. 25 Heiligenpredigten. Oktav. (234 Seiten). Einsiedeln, Eberle, Kälin & Cie., 1940. — Der Verfasser legt uns 25 Predigten über die populärsten und größten Heiligen aus dem Kirchenjahre vor. Keller bietet vor allem reichen Stoff über die biographischen Daten des betreffenden Heiligen, während das Paränetische zurücktritt. Daher hat das Buch oft mehr den Charakter einer Heiligenlegende. Prediger finden hier den für Heiligenpredigten oft nicht leicht zu findenden biographischen Stoff; die weitere Ausarbeitung ist ihnen selbst überlassen. F. B.

Kurze biblische Realkonkordanz. Von P. Thomas Villanova Gerster O. M. Cap. Paderborn. Verlag B. Götschmann, Zürich. 611 S. Geb. 6.80. — Zum vornherein erklärt der Autor, nicht wissenschaftliche Zwecke zu verfolgen, sondern für Predigt, Katechese, Betrachtung und Bibelstunden außer den zweibändigen Werken von Kalt und Lueg eine billige und handliche Stoffsammlung zur Verfügung zu stellen. Wie es bei Auszügen immer geht, irgendwo müssen Lücken bestehen. Doch hält der Band, was er verspricht und legt besonderes Gewicht auf sittliche und religiöse Gegenstände. R. W.

Korrektur. Der Verfasser des in Nummer 13 rezensierten Buches »Hausbuch der Bauernfamilie« heißt A. Bitter.

Priester-Exerzitien

Vom 15. bis 19. April im Bad Schönbrunn ob Zug (HH. P. Burkard), Tel. 43188.

Vom 8. bis 12. April im Exerzitienhaus Oberwaid, St. Gallen Ost. (Thema: Vom Priesterideal.) In der folgenden Woche vom 16. bis 20. April wird ein Seelsorgs- oder Pastoralkurs unter Leitung des anerkannt tüchtigen Pallottinerpaters HH. Kentenich durchgeführt. Anmeldungen höfl. bald erbeten (Telephon Nr. 22361).

Clichés SCHWITTER A.G.

BASEL, ALLSCHWILERSTRASSE 90
ZÜRICH, KORNHAUSBRÜCKE 7

Gesucht

Lexikon für Theologie und Kirche

antiquarisch zu kaufen. Zuschriften unter Chiffre 1359 erbeten an die Expedition der Kirchen-Zeitung.

Krankenflegeverein

sucht für Diasporapfarrei eine Haushalthilfe

die auch etwas von Krankenpflege versteht. Offerten unter 1356 an die Expedition der Kirchen-Zeitung.

Haushälterin

gute Köchin, in der Besorgung eines gepflegten Haushaltes wohl bewandert, sucht wieder Stelle in geistl. Haus. Sehr gute Zeugnisse zu Diensten. Adresse unter 1354 erteilt die Expedition der Kirchen-Zeitung.

Tochter

gesetzten Alters, sucht Stelle in ein Pfarrhaus oder Kaplanei. Zeugnisse vorhanden.

Adresse unter 1355 erteilt die Expedition der Schweiz. Kirchen-Zeitung.

Ein tief religiös gesinnter

Jüngmann

sucht Stelle in kathol. Haus, Kloster oder Institut für Garten- und Hausarbeit. Wenn immer möglich wird ein eigenes Zimmer gewünscht. Lohn nach Uebereinkunft. Adresse zu erfragen unter 1358 bei der Expedition.

Zurückgezogene

Tochter

in Zürich, 30 Jahre alt, sucht Stelle in geistl. Haus. Eintritt Juni. Ginge auch aufs Land. Zeugnisse vorhanden. Adresse unter 1357 bei der Expedition der Schweiz. Kirchen-Zeitung.

Chapellerie Fritz

Basel Clarastraße 12

Priesterhüte

Kragen und Kollare

Auswahl bereitwilligst Vorzugspreise Gute Bedienung

Holzgeschnitzte Kreuze

schön und preiswert

bei Räder & Cie. Luzern

Für farbige Raumgestaltung

Glasgemälde

für Bilder *al fresco* und auf Leinwand

für sämtliche Restaurierungen (der Altäre, Bilder usw.)

ist Berater und Fachmann **Karl Huber**

Kunstmaler, Pfäffikon (Kt. Schwyz)

Sie brauchen

Diarium missarum intentionum

solid gebunden Fr. 2.50

Gebete nach der hl. Messe

(Salve Regina)

lateinisch, aufgezogen . . . Fr. —.50

latein und deutsch, aufgezogen Fr. —.60

Gebet um den Frieden

von Papst Benedikt XV. 100 Stck. Fr. 2.—

Kommuniongebete

aus dem Basler Katechismus

100 Stück Fr. 4.—

Verlag Räder & Cie. Luzern



Gold- und Silberschmied
OTTO ZWEIFEL
Limmatquai 72 ZÜRICH

Beste Empfehlungen für sorgfältige Reparaturen und Neuarbeiten nach eigenen Entwürfen und persönlicher Ausführung, wie **Keilche, Tabernakel, Monstranzen** usw. in allen Preislagen.

Unsere Hausbreviere

EDITIO PUSTET

In der Schweiz hergestellte vorzügliche Handeinbände.

in 18° (11×13,3 cm)

Dünndruckpapier, Ziegenleder, Hohlgoldschnitt Fr. 82.—

Feinstes Saffianleder, Rothohlgoldschnitt, Kanten und Deckenvergoldung, indisches Papier Fr. 109.—

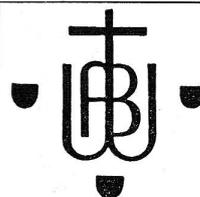
in 12° (12×17,8 cm)

Schwarzes Ziegenleder, Goldschnitt, Dünndruckpapier Fr. 90.—

Feinstes Saffianleder, Rothohlgoldschnitt, Kanten und Deckenvergoldung, indisches Papier Fr. 119.25

Neueste Ausgaben. Alle Feste an Ort und Stelle. Das Diözesanproprium wird eigens berechnet. Musterbände auf Wunsch.

Buchhandlung Räder & Cie., Luzern



Atelier für kirchliche Kunst

A. BLANK VORM. MARMON & BLANK

WIL ST. GALLEN

Ausführung von Altären, Statuen u. kunstgewerblichen Arbeiten für Kirchen, Kapellen u. das christliche Heim. Restauration alter Schnitzwerke u. Gemälde. Diebessichere Tabernakelbauten. Kunstgewerbliche Holzgrabzeichen

Christenlehre-Kontrollen

liefert als Spezialität in solider violetletter Leinwandausführung, versehen mit schöner Vergoldung à Fr. 1.30. Durchaus notwendig für jede Pfarrkirche. Gleichzeitig empfehle ich mich für sämtliche Buchbinderarbeiten zu möglichst billigen Preisen.

Josef Camenzind, Buchbinderei, Wohlen/Aarg.



Katholische

Eheanbahnung

Erste und einzige mit bischöflicher Empfehlung und Kontrolle, diskret, erfolgreich. Auskunft durch Neuland-Bund Basel 15/H Postfach 35 603

HANS WIRTZ

Bruder Franz

in unserer Zeit

Kart. Fr. 4.60, in Leinen Fr. 5.90.

»Aufgebot« (Dr. J. Lorenz): »Das Herz wird einem froh, wenn man dieses Buch liest, das so nahe der Wirklichkeit und doch so über allem steht. Es weiß Rat-schlag und Richtung zu geben.«

»St. Fidelis«: »Ein wertvolles Buch, das auch uns »züntigen« Franziskusjüngern manches zu sagen hat. Es geziemt sich, daß wir diesen Mahnruf selber lesen und ihn unter dem Volke zu verbreiten suchen.«

»Bündner Tagblatt«: »Das Ganze ist ein wuchtiges, sprachgewaltiges Bekenntnis aus der Tiefe eines von Christus durchglühten Herzens. Wirklich ein Buch so ganz für unsere Zeit.«

»Vaterland«: »Es ist ein warmherziger Aufruf von großer Offenheit von einem, der es auf alle Fälle ehrlich meint mit seiner Jüngerschaft Christi und mit seiner Warnung an das »bürgerliche« Christentum und selbst an das »fade, tugendhafte Andachtschristentum« in den Kreisen, an die er sich vor allem wendet.«

Verlag Räder & Cie. Luzern